Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 257. Donnerstag den 15. September 1888. 82. Jahrgang.

Der gute Doctor.

Erzählung von J. Isenbeck.

Nachdruck verboten.

I. Capitel.

In der Nähe des Rheins liegt ein kleines Städtchen, hier mag es Maifeld heißen, obgleich es in geographischen Lehrbüchern und auf Landkarten einen andern, wenn auch ähnlich klingenden Namen führt. Die Begebenheiten, welche auf den vorliegenden Blättern geschildert werden sollen, ragen aber mit ihren Folgen noch bis in die Jetztzeit hinein. Von den betheiligten Personen lebt noch die eine oder die andere. Da muß eine gewisse Discretion gewahrt werden.

Maifeld ist ein Muster von Behaglichkeit, dabei zum Träumen und Meditiren wie geschaffen. Eng und winkelig sind die Straßen. Wie müde Wanderer kriechen sie den steilen Berg, auf dessen Höhe die uralte Severinskirche thront, in steten Windungen und Krümmungen hinan. Die Häuser, von der Zeit gebräunt und vergilbt, scheinen sich wie Greise, die in Sturm und Wetter zusammen alt geworden, gegenseitig zu stützen, allein, von den treuen Gefährten verlassen, würde sich nicht eins halten können. Die hohen, spitzen Giebeldächer gleichen riesigen Schlafmützen, und wo ein Haus Holzschnitzereien, Reste verwaschener Bemalung oder bescheidene Verzierungen in Stein oder Eisen zeigt, da denkt der Beschauer unwillkürlich an ein verrunzeltes und verhutzeltes Weiblein, das die Koketterie aus der Jugend goldenen Tagen noch nicht ganz abgelegt hat und sich mit dem altmodischen Zierrathe schmückt, den es vereinst beim Tanz getragen.

Ein schlafend Dornröschen ist Maifeld, hinter seinen Weinbergen und Obstgärten wie hinter einem Zauberwald verborgen. Noch hat kein schnaubend Dampfroß den schützenden Ring durchbrochen, noch erhellt keine Gasflamme das von Sagen durchwebte Dunkel. Die Maifelder sind auch allen Neuerungen abhold. Sie sträuben sich gegen das Andrängen der Cultur und wollen lieber, wie ihre Vorväter, schlafend weiter leben, als in den tollen Wirbel der Neuzeit hineingerissen werden.

Wer an einem Sonnabend, um die Zeit der Weinblüthe, gegen Ende des Tages, durch Maifelds Straßen gegangen wäre, der hätte sich sagen müssen, daß der Reiz der Behaglichkeit und des ruhigen Genießens der Lebensfreuden mächtig auf ihn einwirke. Die Glocken der Severinskirche läuteten den Sabbath ein, wie aus höheren Regionen tönten ihre Klänge herunter zu den Bürgern, die in der Vorfeier des kommenden Ruhetages vor den Hausthüren saßen. In singenden und scherzenden Gruppen zogen die jungen Burschen und Mädchen nach alter Gewohnheit durch die Straßen. Jubelnd und lachend balgte sich der minderjährige Nachwuchs auf dem einzigen freien Platze des Städtchens, auf den das Rathhaus griesgrämig herunterfah. Daß die Väter der Stadt in diesem Gebäude keinen Beschluß fassen konnten, der den Forderungen der Neuzeit Rechnung trug, war erklärlich. Die schmalen Fenster ließen kaum Licht ein und waren durch verschnörkelte und phantastisch verzierte Eisenstangen noch undurchdringlicher gemacht. Die Zeiger der Uhr über dem niedrigen Portal, deren altersgraues Zifferblatt dem blöden Auge eines Idioten glich, standen unbeweglich und fest, schon seit Jahren; vom Rathhause schlug den glücklichen Bewohnern Maifelds seit Menschengedenken keine Stunde mehr.

Um so lustiger sah das Haus auf der anderen Seite des Platzes aus. Alt und unmodern war es auch, aber es hatte sich eine lebensluftige Frische bewahrt. Die steingrune Tünche, die in der Abendsonne blitzenden Fensterscheiben, die grasgrünen Läden, alles Das gab dem Gebäude das Ansehen eines wohlconservirten alten Herrn. Das gastlich weit geöffnete Thor glich einem zu fröhlichem Lachen geöffneten Munde, und dies Bild könnte noch weiter ausgeführt werden, wenn man den Erker über der Thür mit der Nase des bejahrten Bonvivants identificiren würde. Auch von dem steinernen Vorsprunge des Hauses strahlte ein rothes Leuchten, aber nicht als Folge der dem Bachus gebrachten Opfer, sondern als ein Wahrzeichen, daß dem Gotte hier ein Tempel geöffnet sei. Man sagte sogar, in den Kellern des „Rothen Sterns" habe der vielgeschmähte und vielgeliebte Olympier eine Zuflucht gefunden, da er sicher sei, daß ihm dort keine Entweihung und Entheiligung seiner köstlichen Gaben drohe.

Das Haus mit dem rothen Stern war der einzige Gasthof Maifelds, kein modisches Musterhotel, aber eine Herberge, von der Jeder sagen konnte: „Hier ist's gut wohnen!"

Was das Städtchen an Honoratioren und Standespersonen aufzuweisen hatte, das brachte die Abendstunden im „Rothen Stern" zu, im Winter in der warmen Gaststube, im Sommer vor der Thür, unter dem Nußbaum, oder in dem gewölbten Hausflur sitzend.

An jenem Sonnabend war der Kreis der Stammgäste im „Stern" zu Maifeld lebhafter erregt, denn sonst. Es mußte etwas Wichtiges sein, das die Herren noch beisammen hielt, obwohl das Abendläuten längst verstummt war. Für gewöhnlich eilte um diese Zeit Jeder an den heimischen Herd; die Frauen waren noch so altfränkisch, daß sie behaupteten, die Suppe könne nicht eine Viertelstunde warten. Wohl hatte schon mancher der Gevattern mit besorgtem Blick nach der Taschenuhr gesehen, aber diese dann mit einem heroischen Entschluß wieder eingesteckt und dem vergnüglich schmunzelnden Wirth den Auftrag gegeben, einen frischen Schoppen zu bringen.

Am ängstlichsten schien der wohlbeleibte Mann das Fortschreiten der Zeit zu beobachten, der oben an dem langen, weißgescheuerten Tisch in der Flurhalle saß. Auf seinem glattrasirten Gesichte prägte sich erwartungsvolle Neugier unverkennbar aus. Bald sah er mit prüfendem Blick über den kleinen Marktplatz, dann wieder durch die offene Thür in das Schenkzimmer hinein nach der großen Wanduhr, die dort über der Credenz hing. Als diese schnarrend und heiser die achte Stunde verkündete, erhob er sich.

„Ich muß heimgehen", rief er mit einer fettigen Stimme. „Eine ganze Last von Arbeit will heute noch erledigt sein, da kann ich auf den Doctor nicht länger warten!"

Vom unteren Ende des Tisches ließ sich eine hämische Bemerkung über das strenge Regiment einer gewissen Frau Eheliebsten hören, die der Wohlbeleibte nur mit einem strafenden, bitterbösen Blick beantwortete, worauf er nach seinem Hut griff.

„Wie schon gesagt, eine ganze Last von Arbeit wartet noch auf mich!" wiederholte er. „Das Oberhaupt eines städtischen Gemeinwesens muß mit den Minuten für seine Erholung geizen, wenn es die Pflichten dem allgemeinen Wohl gegenüber erfüllen will und — —"

„Der Doctor kommt, Herr Bürgermeister!" unterbrach jetzt der Wirth den gewissenhaften Leiter der städtischen Angelegenheiten und deutete mit dem Finger nach dem Rathhause hin.

„Nun bleiben Sie doch noch hier?" fragte da einer der Gäste.

Der Bürgermeister hatte sich würdevoll wieder niedergelassen. „Nur zu Nutz und Frommen der guten Stadt Maifeld und ihrer Bewohner!" erwiderte er. „Der Doctor muß beichten, damit wir Licht in das Dunkel bringen."

Der Langerwartete war nun beim „Rothen Stern" angelangt. Ein kleines, vierschrötiges Männlein war es, mehr als einen Fuß unter dem gewöhnlichen Menschenmaß, aber mit Armen, deren Länge für einen Riesen ausgereicht hätte. Seine breitschulterige Gestalt steckte in einem kurzen, engen Röckchen und ebensolchen Höschen von bräunlichem Stoff; dazu trug er eine weiße Weste. Sein Oberkörper erinnerte an ein Bündel Wäsche, das man in ein kleines Kofferchen gezwängt hat. Das Gesicht war hochroth, die dicke plumpe Nase fast bläulich glänzend; die kurzen semmelblonden Borsten, die seinen vierkantigen Schädel bedeckten, waren ein zweifelhafter Schmuck, der mehr den Stachlen eines Igels als menschlichem Haar glich. Der Doctor trug in der einen Hand einen breitrandigen Strohhut, in der anderen ein großes, rothseidenes Taschentuch, mit dem er sich Kühlung zufächelte.

„Doctorchen, Doctorchen, wo stecken Sie denn? Wo bleiben Sie so lange?" fragte der Bürgermeister und gab dem Wirth einen Wink, worauf dieser einen Stuhl zwischen ihn und seinen Nachbar schob.

„Ist's denn schon so spät?" lautete des Doctors Gegenfrage. „Die Herren sind ja noch vollzählig beisammen." Der kleine Mann sprach so unbefangen, daß nur ein aufmerksamer Beobachter den leisen Anflug von Spott in seiner Stimme wahrgenommen haben würde; sein Gesicht hatte dabei den unschuldigsten Ausdruck, wenn auch seine Augen auf eine verschlagene Weise zwinkerten.

„Ja, wir sind über unsere gewöhnliche Zeit hinaus hier geblieben, Doctorchen", antwortete der Bürgermeister, der den Wortführer der ganzen Tafelrunde machte. „Aber nur Sie tragen die Schuld, wenn wir heute ein Glas mehr getrunken haben. Der Herr Syndicus Blomeyer behauptete, Sie seien heute Nachmittag zu der sogenannten Gräfin in das alte verrufene Haus geholt worden, und da wollte er —"

„Bitte, bitte", fiel der Syndicus ein, „da wollten Sie, Herr Bürgermeister, gern erfahren, ob der Zustand der Frau Gräfin zu irgend welcher Besorgniß Veranlassung giebt!"

„Frau Gräfin — Gräfin!" polterte der Bürgermeister mit schlecht verhehltem Ingrimm. „Wissen wir denn, ob es wirklich eine wahre, echte Gräfin ist? Ohne Papiere, ohne irgend welchen Ausweis über ihre Person kam sie nach Maifeld. Ich habe ja bisher nicht einschreiten können, nicht mit den zuständigen Mitteln eine Legitimation einfordern dürfen, da sich ein hochgestellter Gönner für die Dame verbürgt. Aber der Schleier des Geheimnißvollen muß gelüftet werden. Rath und Bürgerschaft unserer Stadt läßt sich nicht an der Nase herumziehen."

„Und die Frau Bürgermeisterin will nicht länger schlaflose Nächte haben", warf der Nachbar des Syndicus Blomeyer ein, derselbe, der schon vor des Doctors Ankunft den Unwillen des Gestrengen erregt hatte.

„Was wissen Sie von der Schlaflosigkeit einer Ehefrau?" herrschte dieser nun den Sprecher, einen langen, dürren Mann mit pockennarbigem Gesicht, an. „Können Sie den Segen ermessen, der für einen Mann daraus erwächst, daß eine getreue Ehefrau seine Sorgen theilt? Nur Mißgunst und Neid spricht aus Ihnen, da Sie keine Lebensgefährtin gefunden haben, auch nie finden werden. Das ist meine Meinung, Herr Heppler, meine Meinung — verstehen Sie?"

Heppler ließ einen pfeifenden Laut hören, sein Gesicht war hochroth geworden; er wollte antworten, aber der Bürgermeister hatte sich schon wieder an den Doctor gewendet:

„Erzählen Sie uns, was Sie gesehen und gehört haben. Dann kann man sich doch ein Bild machen!"

„Ja! — Erzählen Sie! — Wie sieht die Frau aus? — Wer ist sie?"

Es dauerte geraume Zeit, bis der Doctor auf den ganzen Schwall von Fragen, der auf ihn einstürmte, etwas erwiderte. Bedächtig trank er erst einen Schluck aus seinem Glase, wischte sich mit dem seidenen Tuch die Stirn und sah dann einen der Gäste nach dem andern mit komischem Blick an.

„Die Dame, von der Sie so gern Näheres wissen möchten, habe ich gar nicht gesehen! Ihre alte Dienerin ist schwer krank und bedurfte meiner Hilfe. Ich bin nicht einmal in das Haus der Gräfin gekommen, dessen Thür mir ebenso fest verschlossen blieb wie jedem Andern. Die Kranke hat ihre Wohnung in dem kleinen Gartenpavillon, der gleich links an der Mauer steht!"

„Da hätten Sie aber doch fragen können!" Das Gesicht des Bürgermeisters war ganz Enttäuschung und Unwillen. „Ich hätte so gern meiner Frau und meiner Justiane — hm, hm! — In der That, meine Herren, es ist spät geworden. Ich wünsche allerseits geruhsame Nacht!"

Der Bürgermeister zahlte seine Zeche und verließ den Flur des „Rothen Stern". Auch die Uebrigen beeilten sich, den Rest in ihren Flaschen auszutrinken, und folgten ihm bald. Nur der Doctor und Heppler blieben zurück.

„Pantoffelhelden!" lachte der Letztere auf. „Wenn sie jetzt nach Hause kommen, können sie den Zorn ihrer Ehehälften nicht einmal durch die Erzählung eines Histörchens von der Fremden, die nun schon seit einem Monat ganz Maifeld auf den Kopf stellt, beschwichtigen! Heute wird noch Manchem die Suppe versalzen werden! Gott sei Dank, daß mich Hymens zarte Bande nicht drücken!"

Der Doctor nickte beistimmend, aber wieder flog das ironische Lächeln um seinen unschönen Mund.

„Sie haben recht, Bester!" sagte er. „Die Rosenketten sind immer voller Dornen und reißen die Haut blutig. Wir Beide können eigentlich nicht dankbar genug sein, daß uns die Natur so fürsorglich bedachte und uns dadurch gegen jede Versuchung, ein Weib freien zu wollen, gefeit hat."

Heppler's dürre Figur richtete sich höher auf.

„Erlauben Sie, Herr Doctor Wilken! Wenn Sie so sprechen, mögen Sie für Ihre Person die Wahrheit reden. Was mich anbelangt, so hätte ich schon lange ein ehrsamer Familienvater sein können. Bürgermeisters Justiane hat mich sehr begehrenswerth gefunden und alle ihre Künste spielen lassen, um die Eisrinde meines Herzens zum Schmelzen zu bringen. Aber es war vergebens, partout vergebens! Ich bleibe meinem Entschlusse getreu und wahre meine Freiheit!"

Jetzt sah auch der Doctor nach der Uhr.

„Schon neun!" rief er verwundert aus, der Schalk lachte wieder aus seinen Augen. „Uebrigens, bester Heppler, ist es nicht lobenswerth, daß Sie mit Ihren Erfolgen bei den Damen so rücksichtslos renommiren. Justiane Brand, die zarte Maid, wird schamroth werden, wenn ich ihr erzähle, wie Sie die Unbefangenheit ihres kindlichen Gemüths gedeutet haben. — Aber wollen Sie denn auch schon aufbrechen? Sie haben doch keine Gardinenpredigt zu befürchten; Sie sind ja ein freier, selbstständiger Mann."

Heppler stand schon in der Thür; nach einem kurzen „Guten Abend" ging er nun eilend über den Marktplatz seiner Wohnung zu. Ein schallendes Lachen des Doctors folgte ihm.

„Der Aermste ist noch schlimmer daran als alle Maifelder Ehemänner. Wenn er nach neun Uhr heim kommt, so verschließt ihm seine Wirthschafterin die Thür, die dann kein Bitten und Flehen mehr öffnet. — Wehler würde ihm auch sein, wenn ihn die eigne Frau tyrannisirte, als jetzt, wo er sich von seiner bezahlten Haushälterin muß Vorschriften machen lassen. — Ich glaube, in ganz Maifeld giebt es nur einen freien Mann, und der bin ich, der Doctor Erich Wilken, der gerne seinen ungebundenen Junggesellenstand aufgeben würde, wenn er nur wüßte, wo das Herz schlägt, das in wahrer Liebe für ihn erglühen könnte!"

Wilken fuhr wieder mit seinem rothen Tuch über die Stirn; seine Augen hatten jetzt einen gewissen schwermüthigen Ausdruck, zu dem die ironische Art, wie er sprach, nur schlecht paßte.

„Warum soll ich mir aber einen schönen Abend mit verstiften sentimentalen Gedanken verderben?" fuhr er nach einer Weile in seinem Selbstgespräch fort und hob den träumerisch gesenkten Kopf mit energischer Bewegung. „Im Grunde genommen kommt doch Alles darauf an, daß man den Verhältnissen die beste Seite abzugewinnen sucht. Das soll auch jetzt nach Kräften geschehen. — Herr Wirth, eine Flasche von Ihrem Besten!"

Der Doctor steckte sich eine Meerschaumpfeife und blies bald darauf den bläulichen Tabaksrauch mit einer so zufriedenen Miene in die Abendluft hinaus, als ob ihm niemals in seinem Leben ein Wunsch unerfüllt geblieben. — —

Maifelds Oberhaupt, der gestrenge Bürgermeister Brand, hatte sich auf dem Wege nach seiner Wohnung auch fest vorgenommen, den Verhältnissen die beste Seite abzugewinnen. Dieser männliche Entschluß hob seinen gesunkenen Muth gewaltig, und er konnte die ehrfurchtsvollen Grüße der ihm Begegnenden mit der ganzen ihm eigenen Grandezza erwidern. Je näher er aber dem Hause kam, unter dessen Dach die Frau Bürgermeisterin seiner harrte, um so kläglicher wurde ihm zu Sinne. Dem wohlbeleibten Herrn wurde es warm unter dem Hute, als er die Steinstufen vor der Thür hinaufstieg, seine Hand zitterte, als er die Klinke niederdrückte.

Kaum hatte er die Hausthür wieder hinter sich ins Schloß fallen lassen, als eine der in die Zimmer führenden Thüren sich öffnete. Auf der Schwelle stand eine kleine Frau, deren eckige, knochige Gestalt in ein verschossenes rosafarbenes Kleid von dünnem, fast durchsichtigem Stoff gehüllt war. Eine große Haube, mit langen Baudschleifen ausgeputzt, bedeckte ihren Kopf und ließ nur einen schmalen Streifen glatt anliegender Haare frei, die von so hellem Blond waren, daß man sie fast farblos nennen konnte. In lebhaftem Widerspruch mit diesem Theil des Aeußeren der Dame standen aber ihre funkelnden Augen, die dem Eintretenden einen Wuthblitz zuwarfen; dabei zitterten die Flügel der spitzen, hakig gebogenen Nase wie in nervöser Erregung.

„Wo bleibst Du denn so lange, Christian?" fragte die Frau in schneidendem, keifendem Ton. „Ich und Justinchen sind beinahe vor Angst vergangen!"

Der Bürgermeister wollte antworten, aber ihm wurde das Wort abgeschnitten.

„Eine Entschuldigung hältst Du natürlich für überflüssig. Wozu brauchst Du Dich auch zu entschuldigen? Du bist ja Herr im Hause, kannst gehen und kommen, wann Du willst, im „Stern" Geld und Zeit vertrödeln. Aber bitte, vergiß nicht ganz, daß Du mir Rücksichten schuldig bist. Nicht etwa, weil ich Dich durch meine Connexionen zu Dem gemacht habe, was Du bist. Ich verlange auch gar nicht, daß Du Dich von Zeit zu Zeit erinnerst, welche Opfer ich Dir brachte, als ich den Namen einer Baronesse v. Harder mit dem obscuren Brand vertauschte. O, daran denke ich gar nicht — aber Du sollst Rücksichten auf mich nehmen, weil ich Dein Weib, weil ich Justinchens Mutter bin."

Die würdige Dame hatte so schnell und laut gesprochen, daß sie Athem schöpfen mußte. Die dazu nöthige Pause benutzte der Gatte, um auch zu Worte zu kommen.

„Liebe Beatrix", sagte er, „ich weiß, Du und Justinchen, Ihr interessirt Euch Beide für die fremde Gräfin und da —"

Ein schrilles, höhnisches Auflachen unterbrach ihn. „Wir interessiren uns für die Gräfin? — Ach, Justinchen, mein Kind, höre doch! Dein Vater wagt es, mir ins Gesicht zu sagen, wir Beide interessirten uns für seine Gräfin. Nein, das ist köstlich! Gräfin! Gräfin! — Eine hergelaufene Person ist es, eine abgedankte Theaterprinzessin, das wissen wir, mein Justinchen und ich, jetzt ganz genau. Ein tüchtiger Bürgermeister bist Du! Widersprich mir nicht, — so viel Menschenrecht wirst Du mir doch noch lassen, daß ich zwei Worte reden darf? Also deshalb sitzest Du bis um Mitternacht im Wirthshaus? Was? Du meinst, es ist noch nicht so spät? Es wird aber heute noch Mitternacht werden, Du kannst Dich darauf verlassen. Ja, ein tüchtiger Bürgermeister bist Du! Deinetwegen könnte eine Räuberbande wochenlang in Maifeld morden und sengen, könnte Deine Frau, mich, eine geborne Baronesse v. Harder, und Dein Kind, unser Justinchen, vor Deinen sehenden Augen tödten und mit unsern entseelten Leichen Spott treiben, Du würdest doch sagen, die Mörder seien unschuldige Engel, die Choräle singen und mit Blumen spielen!"

Die erregte kleine Frau wurde von einer ebenso schrillen Stimme wie die ihre unterbrochen. Ihre Tochter Justine, das getreue Ebenbild der Mutter, auch knochig und eckig, im Gesicht dieselbe hakig gebogene Nase, den Kopf von dünnen, fahlblonden Locken bedeckt, erhob sich aus einem Sessel in der tiefen Fensternische, trat auf ihre Eltern zu und rief:

„Sprich nicht so laut, Mama! Du weißt doch, wie schwach meine Nerven sind. Und nebenbei nutzt es Dir gar nichts, wenn Du Dich auch noch so sehr aufregst — Papa ist ja einmal unverbesserlich!"

Die Bürgermeisterin antwortete nur auf den ersten Einwand.

„Ja, mein Liebling", sagte sie, „Deine Nerven sind schwach und zart. Aber darauf nimmt Dein Vater nie Rücksicht; er vergißt immer wieder, daß Du durch Deine Mutter einem altadligen Geschlechte angehörst, wenn Du auch den Namen Brand führen mußt. Er kann es niemals begreifen lernen, daß wir Beide aus anderem Stoffe gefügt sind, wie er, der seine Abkunft von Bauern nie verleugnen kann!"

Christian Brand hatte sich knurrend und brummend abgewandt und auf das Sopha hinter dem großen Familientisch gesetzt.

Justinchen war noch nicht beruhigt.

„Der Papa soll nie mehr von seiner Gräfin sprechen!" rief sie. „Sage Du es ihm, chère maman, daß er uns damit verschont. Wir haben ja ohne ihn erfahren, was sie ist!"

„Nun, dann sagt es doch. Haltet mit Eurer Weisheit nicht hinter dem Berge!" bat der Bürgermeister bescheiden. Er hoffte wohl, daß die drohenden Wolken, die gewitterschwer über seinem Haupte hingen, durch eine Erzählung seiner Damen über die verhaßte Unbekannte zerstreut werden könnten.

„Also neugierig bist Du auch?" höhnte Frau Beatrix. „Du warfst mir doch bisher immer vor, daß die Neugier ein Erbfehler der Frauen sei!"

„Ich? Nie! Habe ich jemals von Fehlern gesprochen, die Du hast? Du hast überhaupt keinen Fehler, meine Liebe! Aber der Heppler sagte heute wieder, Du würdest nicht schlafen können, wenn Du nicht vorher erführest, wer und was die Person ist!"

Der Aermste hatte Oel ins Feuer gegossen.

„Der Heppler?" fuhr seine Frau auf. „Du magst es, noch den Namen hier, in Gegenwart Deines Kindes, zu nennen, das der Mensch mit seinen zudringlichen, schamlosen Heirathsanträgen so schwer beleidigte?"

„Ich hätte mich gefreut, wenn meine Tochter endlich einen Mann gefunden!" wagte der Bürgermeister zu erwidern.

„Endlich, sagst Du? Endlich? Als wenn ich wie eine Hökerin darauf wartete, daß so ein Scheusal meine Tochter nähme! Natürlich, Dir hätte es gepaßt, wenn Du mit dem liederlichen Kerl kneipen und schwärmen, den Schwiegersohn zur Entschuldigung für Deine eigne Liederlichkeit aufstellen könntest!"

„Ich habe ihn aber doch fragen müssen, ob er Justinchen heirathen will —"

„Sei ganz still, Mama", fiel nun die Tochter ein, „erwidere nichts auf des Papas Beleidigungen! Aber das bitte ich mir aus, der Name des Krämers soll auch nie mehr hier genannt werden. Er kann ja die Gräfin heirathen — ha, ha, die Gräfin! Mama hat ganz recht, wenn sie sagt, es sei eine abgedankte Theaterprinzessin. Etwas anderes kann sie nicht sein, soll sie auch nicht sein. Ich habe sie heute Nachmittag singen hören, so ein Lied aus einer neuen Oper. Ihrem Gesang hörte ich es gleich an, daß sie für Geld gesungen hat. Gesehen habe ich die Person auch, nur durch eine Thür in der Gartenmauer, die zufällig offen stand, aber ich konnte ganz genau erkennen, daß sie alt und häßlich ist. Den Kopf trug sie ebenso, als wenn sie noch auf der Bühne stände!" Justinchen schüttelte ihre fahlen Locken und machte, den Kopf auf steifem, langgereckten Halse tragend, ein paar graziöse Schritte durch das Zimmer.

Frau Beatrix lächelte befriedigt bei den Worten ihrer Tochter und klatschte entzückt mit den Händen.

„Du bist reizend, ma mignonne, ganz reizend!" rief sie, „wie prächtig Du die dumme Person copiren kannst! Ich habe ja nie geglaubt, daß sie eine Gräfin ist. Den Beweis für meine Annahme hatten wir doch in Händen! Eine Gräfin, eine Dame von Stand, hätte so viel Chic gezeigt und uns gleich in den ersten Tagen ihres Hierseins eine Visite gemacht. Aber so — gefürchtet hat sie sich, daß ich mit einem Blick Tonkak von echtem Geld würde unterscheiden können. Daß die Bürgermeisterin von Maifeld eine geborene Baronesse Harder ist, wird sie schon wissen. Gleich morgen in aller Frühe läßt Du ihr das durch den Amtsdiener noch einmal sagen, Christian, und ihr dabei befehlen, daß sie sich nicht mehr Gräfin Wolfsöck nennt, sondern nur noch ihren richtigen Namen führt!"

Der Bürgermeister sagte bereitwillig „Ja". Der Redestrom seiner Frau war nun in ein anderes Fahrwasser gelenkt, und er konnte hoffen, daß seine späte Abendmahlzeit ihm durch nichts mehr vergällt werden würde. Er stimmte später sogar kräftig ein, als Frau und Tochter sich in weiteren Schmähungen und Verdächtigungen der gehaßten Dame ergingen und über Jeden den Stab brachen, der es jemals gewagt, sie, Frau Beatrix und Fräulein Justiane, nicht als die Schönsten, Besten und Edelsten ihres Geschlechts anzusehen.

Christian Brand zeigte sich als ein hartgesottener Egoist, er verrieth seine Freunde um einer Flasche Wein willen, die er sich zuletzt auf gnädige Erlaubniß seiner Frau noch aus dem Keller holen lassen durfte.

(Fortsetzung folgt.)

Marine.

* Wilhelmshaven, 11. September. Se. Majestät der Kaiser und König befindet sich an Bord der Yacht „Hohenzollern", im feindlichen Geschwader, welches, soviel aus den bisherigen Dispositionen ersichtlich ist, die Aufgabe hat, die Jade zu forciren und den Kriegshafen Wilhelmshaven zu nehmen. Das Angriffsgeschwader, welches aus unbekannter Richtung aus See kommt, besteht aus den Panzerschiffen „Baden", „Bayern", „Kaiser" und „Friedrich der Große", Geschwaderchef Contre-Admiral Knorr, dem Schulgeschwader, bestehend aus den Panzerfregatten „Stein", „Moltke", „Prinz Adalbert" und „Gneisenau", Geschwaderchef Contre-Admiral von Koll, und einer Torpedodivision, bestehend aus einem Torpedodivisionsboot Da und 6 Torpedobooten. Mit im Angriffsgeschwader befindet sich der commandirende Admiral Graf von Monts, der Contre-Admiral Hollmann und mehrere andere hohe Officiere als Unparteiische. Das Wetter ist ziemlich stürmisch, steife Brise aus Westen, wodurch einiger Seegang, gegen Nachmittag Auftreten leichter Regenböen. Das Defensiv-Geschwader hat folgende Zusammensetzung: das Panzerschiff „König Wilhelm", das Artillerieschulschiff „Mars", die Kreuzercorvette „Ariadne", die Panzerfahrzeugflottille (Küstenvertheidigungsfahrzeuge), bestehend aus den Panzerfahrzeugen „Mücke", „Viper", „Salamander" und „Camaeleon", dem Aviso „Blitz" und der ersten Torpedodivision, bestehend aus dem Torpedodivisionsboot Dq und 6 Torpedobooten. Zur Defensive gehören ferner mehrere kleinere Hafendampfer, Barkassen ꝛc., ein in unbekannter Richtung versenktes submarines Vertheidigungswerk und die gesammte Küstenbefestigung mit ihrer kolossalen Armirung. Das Defensivgeschwader liegt unter Dampf, ca. 7 km vor Wilhelmshaven gefechtsbereit vor Anker und erwartet den Feind, dessen erster Angriff seit Nacht vermuthet wird. Ein wirklich großartiges Schauspiel wird sich morgen auf der Rhede von Wilhelmshaven abspielen, woselbst sich die Schlacht in Gegenwart Sr. Majestät entwickelt und die Entscheidung stattfindet. Zwei Torpedoboote sind beständig unterwegs und übermitteln die hier für den Kaiser einlaufende Post. Der Fremdenzudrang ist ein ganz enormer; die Oldenburgische Staatsbahn hat mehrere Extrazüge für morgen eingelegt, und mehrere Dampfer mit Passagieren von Bremen und Hamburg sind bereits angemeldet. Die Stunde der Landung Sr. Majestät ist bis jetzt noch unbestimmt und richtet sich lediglich nach dem Ausfall der kriegerischen Operationen zur See.

Vermischtes.

= Berlin, 11. September. Der König von Sachsen wird, dem Vernehmen nach, am 13. d. M. Nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr aus Dresden hier eintreffen, um den Manövern beizuwohnen. In seiner Begleitung befinden sich der Generallieutenant und General-Adjutant v. Carlowitz und die Flügeladjutanten Oberst Müller, v. Bernuth und v. Schimpff. — Der Erzherzog Albrecht von Oesterreich wird am 12. d. M. Nachmittags aus Wien hier eintreffen und im königlichen Schlosse absteigen. In seiner Begleitung werden sich befinden Ober-Hofmeister Frhr. Pirch de Bihain, Oberst Schönaich, die persönlichen Adjutanten Oberstlieutenant Fischer-Kolbrin und v. Sznaesbany und der Leibarzt Dr. Ritter Hübl von Stollenbach. Zum Ehrendienst bei dem Erzherzog Albrecht sind befohlen Generallieutenant v. Haenisch und Major v. Bülow. — Der Großfürst Nicolaus von Rußland wird am 14. September aus Petersburg hier eintreffen und im königlichen Schlosse absteigen. In seiner Begleitung befinden sich der Generallieutenant v. Lewizki, die Generalmajors Orlow und Scalon, der Hofstallmeister Andrejeff ꝛc. Zum Ehrendienst sind zum Großfürsten während dessen Anwesenheit hierselbst befohlen der Generallieutenant von Seeckt und der Oberst und Flügeladjutant von Billaume.

= Coblenz, 10. September. Die durch Wolkenbrüche angerichteten Schäden lassen sich nunmehr zum Theil übersehen. Der Verlust im Kreise Kreuznach beziffert sich auf eine Million, im Kreise Ahrweiler auf etwa eine halbe Million, im Kreise Mayen auf 2—300 000 ℳ. Die Kreise St. Goar und Adenau sind nicht minder hart betroffen. Die Sammlungen zu Gunsten der Geschädigten haben sehr erfreuliche Ergebnisse gehabt, dennoch wird die Provinz zur Instandsetzung der Wege und Brücken die Gemeinden unterstützen müssen, obschon auch für die Provinzialstraßen voraussichtlich bedeutende Summen aufzuwenden sind.

= Elmshorn, 10. September. Ein prachtvolles Pferd, ein Geschenk Sr. königlichen Hoheit des Prinzregenten von Bayern an Se. königl. Hoheit den Prinzen Heinrich in Kiel, kam mit dem Zuge hier durch. Man schätzt den Werth auf 25,000 ℳ.